

Günter Kunert:
DER ALTE MANN spricht mit seiner Seele
 (Göttingen: Wallstein Verlag, 2006)

von Michael Augustin

Wer 77 Jahre alt ist und ein Buch veröffentlicht, das den Titel trägt „DER ALTE MANN spricht mit seiner Seele“, darf sich nicht wundern, wenn der Leser beim Lesen dem „alten Manne“ das Gesicht des Verfassers gibt. Außerdem wird er dabei dann auch noch tatkräftig unterstützt durch den Autor in dessen Eigenschaft als Zeichner, tragen doch fast alle der mit schnellem Strich skizzierten, dem Textkörper zugefügten Porträts nur schwer verkennbar die Züge dessen, der als Urheber zeichnet: Günter Kunert. Ein Buch, vor dem gewarnt werden muß. Und zwar generationenübergreifend: Wer jung ist, erfährt hier über das Alter wahrscheinlich mehr, als ihm lieb sein kann. Und wer selber alt ist, sieht sich möglicherweise genau so bloßgestellt, wie Gott ihn einst erschuf: Als saugefährliche, lebenswerte, schwer verdauliche, alles verdauende und merkwürdigerweise auch alles überdauernde Fehlkonstruktion. „DER ALTE MANN spricht mit seiner Seele“: Er unterhält sich mit ihr, und er läßt sie für sich sprechen – das ist natürlich eindeutig doppeldeutig. Aber damit nicht genug: Diese 80 kurzen Seelenwanderungen im Schlepptau des Dichters führen über doppelbödiges Terrain, unter dem der interessierte Hobbyarchäologe oder gar der Totengräber auf weitere doppelte Böden stieße, grübe er denn drauflos.

DER ALTE MANN
 blättert in seinem Telefonverzeichnis.
 Alles Nummern von Toten. Wie
 erreiche ich Euch, Freunde.
 Die Drähte sind gekappt, die
 Sargdeckel versiegelt. Meine Stimme
 dringt nicht mehr durch
 in den ewigen Frieden. Mit
 Antworten rechne ich nicht mehr.
 Eure Fotos schweigen herzlich.
 Als Schatten treffen wir uns
 wieder einmal, ohne daß die
 einander etwas zu sagen hätten:



Als daß wir uns
im Hades so verlassen fühlen
wie zu Lebzeiten.

Für diese poetischen Kleinodien benutzte Kunert während der Schreibarbeit noch den Begriff „Un-Gedichte“, ganz dialektisch eingedenk der Tatsache, daß ja auch im „Un-Gedicht“ das Gedicht schlummert oder besser: sich zu Wort meldet. Wer unbedingt eine Genrebezeichnung für diese kurzen, mit gedichtähnlichem Zeilenbruch versehenen, filigranen Gebilde benötigt, der darf sie sich selber ausdenken und mit Bleistift in den freien Raum des Vorsatzes nachtragen. Im Klappentext ist nüchtern-sachlich von „Miniaturen“ die Rede - und Miniaturen sind es ja in der Tat, mit denen wir es hier zu tun haben. DER ALTE MANN, mit dieser in Versalien gesetzten Zeile beginnt ein jedes der selbstironiegeladenen, melancholiedurchflossenen Zauberstücke des zu Kaisborstel-Schenefeld im Schleswig-Holsteinischen residierenden betagten Herrn: DER ALTE MANN erinnert sich, DER ALTE MANN läßt den Globus rotieren, ist vergeßlich geworden, übt vor dem Spiegel Einsteins Mimik, zweifelt an der Kugelgestalt der Erde, ist ein Totschläger, sucht einen Schamanen auf und nach einer Glücksdefinition, tastet sich die Treppe hinunter, sinniert, überlegt, telefoniert, weint und kämpft keuchend mit seinen Schuhen.... Und der Leser, neugierig gemacht, darf dem alten Mann unverschämterweise dabei zugucken, wie der, beladen mit seinen Erfahrungen, Zweifeln, Fotoalben, Utopiefragmenten und Bildungsbürden auf sein neunzigstes Lebensjahrzehnt zuschreitet, tappst und wankt. Das ist urkomisch manchmal, voller Witz immerzu – und bewegend für Kopf und Herz. DER ALTE MANN, der entpuppt sich hier als ein Seelen- und Geistesbruder des berühmten Herrn Cogito, dem einst der polnische Poet Zbigniew Herbert Seele und Leben einhauchte. Tatsächlich – und das ist ein Leseindruck, der sich von Text zu Text, von Un-Gedicht zu Un-Gedicht, von Miniatur zu Miniatur verstärkt - DER ALTE MANN, diese aus dem „Kunert’schen Selbst“ geschöpfte Kunst-Figur ist ein ernstzunehmender Kandidat für das Walhall der literarischen Serienhelden: Da könnte er nämlich gut stehen. Oder noch besser, weil bequemer: Sitzen. Bei einer Flasche Rotwein – mit besagtem Herrn Cogito, neben Henri Michauxs Monsieur Plume und Italo Calvinos Signor Palomar sowie – last not least - dem Herrn Keuner von Bert Brecht... Kunert ist mit diesem Buch in eine feine Gesellschaft geraten!

DER ALTE MANN
weint: Ich esse das Brot
der Ungeborenen. Bitteres Brot.
Aber Hunger tut weh. Und das Alter
macht wehleidig. Ach, Ihr Künftigen,
der Zorn wird eure Stimme
heiser machen, sobald ihr euch



an unsereins erinnert. Dennoch
ess ich euer Brot
mit gutem Appetit. Jeder ist
seines Magens Nächster. Darum
gedenket meiner mit Nachsicht,
wie ich eurer
unnachsichtig gedenke.



Luis Cernuda. *Written in Water*. Translated, with an introduction, by Stephen Kessler. San Francisco: City Lights Books, 2004. 156 + xiv pp.

by Alan E. Smith
Boston University

In 1936, just before the beginning of the Civil War in Spain, Cernuda triumphed with his book of verse, *La realidad y el deseo*, and with it consolidated his place among a handful of extraordinary poets, known as the Generation of 1927, which included Federico García Lorca and Jorge Guillén. The war was to make of him an exile. First published in Oxford in 1942, it was in Glasgow, Cernuda tells us, “around 1940,” that he “began to write *Ocnos*, obsessed with memories of his childhood and early youth in Seville, which, then, compared with the sordid ugliness of Scotland, seemed to him worthy of written remembrance, and so that they may be exorcised.”¹ The *Variations on a Mexican Theme* were written in 1950, as Gil de Biedma tells it, while Cernuda was teaching at Mount Holyoke College, and they reflect his first contacts with Mexico, during his vacation. It was Cernuda’s desire that *Ocnos* and *Variaciones* (unpublished during his lifetime) should be published together, but that did not happen until the Taurus edition of 1979. It is therefore fitting that they be included in the same book in this translation, under the title which Cernuda gave to one of his prose pieces.

Since a friend gave me Clayton Eshleman’s translations of César Vallejo’s posthumous poetry, more than twenty years ago, I have not experienced such pleasure in reading a Spanish language poet in English translation. A comparative reading of these prose pieces, first in Spanish and then in Kessler’s translation, quickly makes evident the excellence of the English renderings. Yes, *la espina de una flor* was overly defined as “a rose’s thorn,” and *su sed inexperta* was shorthanded into “its thirst;” but *en él se cifraba* had found its solution in “it was encoded.” And *desmesurado* was “uncontainable,” happily. And *coche*, for example, was historically and contextually accurate as carriage and not car.

Memory and desire, music, the human body, and *its* harmony, gardens, plazas, seascapes: solitude and exile, not only from a native land, which was the case, but from the earth. Thereby the speaker’s longing gaze at Nature, and at the lost paradise, that walled garden, emblemized by the poet’s childhood wonder in Sevilla, in the first two decades of the twentieth century, only fleetingly recovered, so that it all became discovery.

¹ Cited in the prologue by Jaime Gil de Biedma to Luis Cernuda, *Ocnos*. Madrid: Taurus, 1979, xiv.



How delicate the Adam's gaze, how plainly beautiful the prose (vying with his verse for excellence), how color and sound were relished as if they were food, and then there is the profound lesson of the stubborn persistence of the poet's "hot-blooded" body to transport the spirit, through sex, into a sea at daybreak.

Errático, "wandering" (much better than the discarded cognate which lacks the fresh under-paint of the Spanish: to be abroad, to err, to range, to leave the road that might lead too soon to an impossible home), Luis Cernuda and/or the poetic persona, no, Luis Cernuda, in hotel rooms, or in a hammock among palm trees in Mexico.

And the reflections, the quietness of these soliloquies, the time to think, the time for philosophy. We read: "Fine. Drop the soliloquy and take a look around," but soliloquy and looking around are in these pieces of prose one and the same. Praise is due to Stephen Kessler for his loving, careful, intelligent, and happy work.



Olivia Maciel. *Luna de cal / Limestone Moon*. Trad. Eric Rosenberg. Chicago: Black Swan Press / El Cisne Negro Ediciones, 2000.

---. *Filigrana encendida / Filigree of Light*. Trad. Dan Bursztyn. Chicago: Swan Isle Press / La Isla del Cisne Ediciones, 2002.

---. *Sombra en plata / Shadow in Silver*. Trad. Kelly Austin. Chicago: Swan Isle Press / La Isla del Cisne Ediciones, 2005.

por Alan E. Smith
Boston University

Olivia Maciel, nacida en México, D.F., ha enseñado literatura latinoamericana en la universidad de Northern Illinois, y ha publicado, además de estos tres libros de poesía, otro, *Más salado que dulce / Saltier than Sweet* (1995), así como editado una antología bilingüe *Astillas de luz / Shards of Light* (1998). Un asiduo trato, pues, con la poesía —y con la publicación bilingüe, caracteriza a Maciel.

Estos tres libros de poesía, publicados en su primera edición ya en edición bilingüe español-inglés, forman parte de una creciente actividad editorial en español en Estados Unidos, manifestación de la cada vez más importante comunidad de poetas hispanos o que escriben en español en este país (ver, por ejemplo, el artículo en la red de Luis Alberto Ambroggio, “Poesía de Estados Unidos en español”, Prometeo digital). El proceso de afianzamiento de esta comunidad depende de iniciativas creativas y editoriales, y damos la bienvenida al poeta y a la editorial, que, según parece, a pesar de cambiar de nombre, sigue siendo la misma. Por otra parte, la labor crítica que se nos ha pedido, así como la integridad de la poesía que se abre un nuevo espacio en Estados Unidos, obligan a la mayor sinceridad, dentro de nuestra capacidad de discernimiento. Por ello, debemos declarar desde el principio que encontramos en estos escritos de Maciel un proceso de formación aún lejos de ser realizado, sobre todo en los dos primeros libros; sin embargo, en todos viven algunos poemas buenos, y pasajes o expresiones felices que prometen la posibilidad de una futura voz poética más constante, por más exigente. De hecho, el libro más reciente manifiesta, en nuestra opinión, un saludable desarrollo de la expresividad poética.



Luna de cal / Limestone Moon, ostenta una notable intermitencia entre casos de poesía. Especialmente el largo escrito joyceano (“Digresión”) es sencillamente un extenso, eterno, implacable desierto (no podemos imaginarnos los trabajos del traductor). Sin embargo, señalemos algunos bonitos poemas: “Luna de cal”, “Adelina”, “Mar salado” y el poema que empieza “El té me supo a paseo”. La rápida lanzadera semántica de “El corazón rojo de tu clavel / sabe a clavo / Sebastián mártir” de “Sebastián” teje una bella coincidencia de conceptos. Recordemos también “El gaitero”, con su final ingrávido, volátil, y “Delicia nocturna” con su sabor “suficiente”.

Incluso el libro más apagado, *Filigrana encendida*, guarda una almendra: cuatro poemas casi todos contiguos en el centro del libro, “Cinzel”, “Llévame contigo”, “Manzanas de luz” y “¡Ay candelal!”. Precioso el último, “[a] ritmo de son”, según reza el primer verso: poema limpio, lleno de gracia, de cintura fresca.

Como una fotografía que en la solución de revelado, bajo la luz roja del secreto, aparece paulatinamente, así el rostro poético de Maciel se configura con más nitidez en este último libro (rostro que rimará sin duda con la foto que sonríe en la solapa), cuyos aciertos son ya mucho más frecuentes. Las abstracciones barrocas de sus otros libros, la falta de definición en un paladar poético aún de breve vino, quedan prácticamente ya en el aprendizaje superado. La temática personal en este libro se da de manos con algunos poemas sobre los sufrimientos de nuestro lacerado planeta. Qué lindo es “Jubilosa errancia” con su palabra inventada, su “ojito de gato en la canica” y “el pulgar y el índice del niño” contra el fondo de no sabemos qué paisaje roto (sigue al poema sobre la guerra del Irak, “Contextos y cánones”, con su terrible tirón a nuestra conciencia realizado por bracitos destrozados).

No comentaremos en esta reseña la labor de los traductores, por ser estos libros verdaderas primeras ediciones, en las que tienen que reclamar nuestra atención la versión en lengua original. Sin embargo, es bueno que reflexionemos sobre este fenómeno editorial de la primera publicación ya en edición bilingüe. ¿Hasta qué punto participa el autor, especialmente si el autor es bilingüe, como se dará en bastantes casos? Quizás llegue el momento (con estas traducciones, casi siempre valientes, a veces inventoras y otras destructoras, no ha llegado), de primeras ediciones ya no “bilingües” sino “dobles”, dos alas íntegras, contando con la otra. Aljamiada cultura la estadounidense, ¿no podrá con muchas voces volver a encontrar su voz?



